

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 11

Artikel: Alle, die einen eigenen Rauch führen : etwas über Dorfnutzen und Dörfer
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vor der Himmelstür

Ein Mensch, der als gerecht galt, war gestorben und stand vor den Pforten der Ewigkeit. Keine Furcht bewegte ihn. Sein Leben schien ihm frei von jeglicher Schuld.

Ein Engel nahm das Lebensbuch des Gerechten und brachte es dem höchsten Richter.

Nach einer Weile — dem Wartenden dünkten es tausend Jahre — kehrte der Himmelsgeist zurück. „Der Herr hat dein Lebensbuch geöffnet“, sprach er, „deine Werke gesehen, geprüft und gerichtet. Sie waren gut. Doch fand er in deinem Leben auch eine große Schuld.“

„Eine Schuld?“ rief der Mensch beunruhigt und erschrocken. „Mein Herz mied die Gottlosen,

strebte nach Gerechtigkeit, haßte Lüge und Sünde — welche Schuld mag es sein?“

Der Engel erwiderte: „Das Leben eines Gerechten soll ein heiliger Kampf gegen alle Feinde Gottes sein. Du aber hast nicht als Held gekämpft. Die Sünde hast du verabscheut, gewiß, doch wie oft bist du ihr begegnet und hast ihr nicht den Weg versperrt! Der Wahrheit war dein Leben geweiht, die Lüge war dir ein Greuel — aber wie oft hast du das Antlitz der Lüge erkannt und nicht gewagt sie zu entlarven! Nach Gerechtigkeit hast du gestrebt, alle deine Taten waren gerecht — doch du warst zu feige, um die Gerechtigkeit zu verteidigen! Gott aber braucht Helden.“

Charlotte Garbani

Du
wunderbarer blauer
Tag!

Maria Lauber

Du wunderbarer blauer Tag!
Fern leuchten kühler Gletscher Zungen.
Wie eine Sage dämmert blau der Fels
Und Berge ragen auf in ewiger Ruhe.
O mildes Licht der Himmelsbläue!
O Firm, vom Mittagsglanz umfunkelt!
Aus ihren Tiefen, leidverdunkelt,
Will höhenwärts die Seele ringen,
Und breitet nach dem Licht der Berge
Aufatmend ihre Schwingen.

Alle, die einen eigenen Rauch führen

Etwas über Dorfnutzen und Dörfer

In einem kleinen Dorf unweit von Frauenfeld erhält alljährlich jeder Bürger drei Kubik Scheitholz, ein Klasten geringeres Holz zum Büscheln und 30 Franken als Dorfnutzen. Das Holz empfangen alle, die „einen eigenen Rauch führen“, das Geld nur die Verheirateten. Beim alljährlichen festlichen Bürgertrunk erhält zudem jeder einen Liter Wein und einen Salsiz. Diese heute um so willkommeneren Leistungen des Dorfgutes an die Bürger sind eine Art Dividende, nur daß das Kapital von den Nutznießern nie einbezahlt, sondern in dem jahrhundertealten Dorfbesitz an Wäldern und Allmenden besteht.

Das erwähnte Dorf steht aber mit seinem Brauche durchaus nicht vereinzelt da. In der Ortschaft nebenan erhalten die Bürger neben dem Holz noch 10 Aren Land zum Anbauen. Eine Gemeinde am Untersee teilt alljährlich jedem Bürger durch das Los ein Stück Wald — den sogenannten „Winterhau“ — zum Abholzen zu. Nur die Überständler müssen darin geschont werden. Auch dort erhalten die Bürger noch ein Stück Land zum Anbauen und immer aufs Neujahr das „Tannenholzgeld“. Das sind 25 Franken pro Familie; über 62 Jahre alte Personen, auch Alleinstehende erhalten das Doppelte. In

andern Dörfern wiederum bekommen die Bürger den Dorfnutzen nur in Bargeld.

So sind weitherum im Mittelland, in dem ja das Dorf einst die wirtschaftliche Einheit war, diese alten Reste dörflichen Zusammenlebens noch mehr oder weniger erhalten. Dieser handgreifliche Anteil am gemeinsamen Dorfbesitz wirkt als stark konservierendes Element in den Gemeinden. Noch heute vermag er die Bürger fester mit ihrem Dorfe zu verkitten. Dieser Dorfnutzen wird eifersüchtig gegen alle Neuerer gehütet. Er vermag uns noch immer einen Schimmer jenes Dorfgeistes und Dorflebens zu geben, der einst in verwandten Formen auch den Städten innewohnte und der mit dem genossenschaftlichen Geiste der Alpentäler zusammen das Fundament unseres staatlichen Lebens bildete und heute noch bildet.

Die Gemeinden waren noch die natürlichen und lebenszähnen Zellen in dem größeren Ganzen. Diese Dörfer, die da ihre Häuser teils um die Kirche häuften, teils einer Straße entlang reiheten, umfriedet von einem Etter und inmitten der Zelgen der Dreifelderwirtschaft. Wer außerhalb dem „Etter“ — einem künstlichen oder durch Büsche gebildeten Zaune — Wohnsitz nahm, war nur Hinterfäße und hatte weder an Wald noch Allmend das Nutzungsrecht. Wohl kam dann mit der Reformation auch ein neues Staatsbewußtsein. In zeitüblicher Anpassung an das lockere absolutistische Vorbild Frankreichs spannten auch die städtischen und eidgenössischen Obrigkeiten die Herrschaft über ihre Landschaften an. Die Vögte erhielten eine größere Macht in den Dörfern. Aber die Dorfstruktur blieb dennoch erhalten. Schon die Dreifelderwirtschaft erforderte Zusammenarbeit und brachte die gemeinsame Festsetzung von Anbau und Ernte mit sich. Auf den Allmenden wurde immer gemeinsam geweidet. In den Wäldern suchten die Schweineherden (in stillschweigender Übereinkunft) oft über die Grenzen der Nachbargemeinden hinaus ihre Eicheln. Mancher Streit ergab sich daraus, der dann oft diese seit Menschengedenken üblichen Gewohnheiten stoppte und den Weidgang auf den eigenen Dorfwald beschränkte.

Der Wald konnte übrigens bis ins 15. Jahrhundert frei genutzt werden. Erst seitdem die Waldreserve zu Ende ging, war eine Regelung

des Bau- und Brennholzbezuges unter den Bürgern notwendig. Mit dem Anwachsen der Gemeinden und dem Schwund der Waldgebiete mußten im Laufe der Jahrhunderte die Nutzungen oft herabgesetzt werden. Aber sie sind heute noch vielerorts wohlbemessen.

Schmiede, Müller, Bäcker, Metzger, Trottmänner, Badmeister und Förster waren meistens Funktionäre des Dorfes, denen diese Ehehaften — eigentlichen Dorfmonopole — zur Vermeidung der Konkurrenz von der Obrigkeit verliehen wurden. Dafür war der Dorfmüller z. B. aber auch an bestimmte Regeln gebunden. Wenn er Streit mit einem Bauern hatte, so mußte er dessen Frucht dennoch mahlen. Der Bauer hatte sein Korn am Abend dem Müller zwischen Gatter und Türe zu stellen, und der Müller war gehalten, es dem Bauern bis zum andern Abend gemahlen an demselben Orte wieder bereit zu stellen. Auch die Taberne war ein Ehehaften der Gemeinde. Sehr weise war hier die Bestimmung, daß, wenn ein Bürger mit dem Wirt — oder umgekehrt — Streit hatte und keinen Wein ausgeschenkt erhielt, der Bürger selbst für seine Notdurft Wein aus dem Fasse lassen und den Gegenwert in Geld oder durch ein Pfand auf das Faß legen konnte.

Eine Polizei gab es damals noch nicht. Ihre Aufgaben wurden von gewählten Bürgern ausgeübt. So hatten die Ehegaumer über das moralische Verhalten der Haushaltungen gehörig Aufsicht zu führen und die der Sitte oder Ehrbarkeit Zuwiderhandelnden unverzüglich dem Pfarrherrn zu melden. Den Geschworenen — meist vier in einem Dorf — lag ob, wohl darauf zu achten, daß die Landesgesetze, „obrigkeitlichen Gebotte, Verbote und Erlasse“ gehorsam und geflissentlich eingehalten wurden, Verstöße aber ohne Anstand dem Vogt zu melden.

In vielen Anliegen schlossen sich die Dörfer eifersüchtig gegen außen ab. So wurde auch den jungen Leuten die Brautwahl außerhalb den eigenen Grenzen mit allen Mitteln sauer gemacht. Wer ein ortsfremdes Mädchen heiraten wollte, mußte dieses ins Bürgerrecht einkaufen. Wenn einer gar ein Mädchen anderer Konfession ehelichte, wurde er aus seiner Gemeinde verstoßen und fand nur unter schweren Bedingungen Wiederaufnahme in seinem Dorf.

Bis in jede Verzweigung des täglichen Lebens zeigte sich dieser Dorfgeist, der in seiner Überspizung dann allerdings zum Dörflicheit werden konnte. Aber er war da als eine wesentliche Eigenart und Voraussetzung unseres Staates. Es ist müßig zu fragen, ob der Mensch wohl von jeher „ein geselliges Tier war oder ob ihn zuerst äußere — z. B. wirtschaftliche Gründe zum Zusammenleben zwangen. Eines ist sicher: beim Schweizer trifft beides zu. Sind doch gerade bei uns seit dem Verfall der dörflichen Lebensinheit zunehmend Vereine und Gesellschaften in die sich zeigende Lücke getreten. Sie gaben in vielfältigster Weise dem geselligen Triebe wieder Heimat und Betätigung.

Wohl, das Zusammenleben in der Gemeinde hat sich seit der Auflösung der Dreifelderwirtschaft auch in unserem Lande zurückgebildet. Aber dennoch blieb die Autonomie der Gemeinde in weiser Umsicht weitgehend erhalten. Die zentralistischen Bestrebungen fanden auch in unseren Dörfern für ihre Gedankensaat einen sehr widerstehenden Boden. Alle an sich auch noch so einleuchtenden Worte, sei es über die Erfassung der Steuerflüchtigen oder eine bessere Lastenverteilung, schlugen vielfach nicht durch. Denn es mag manchem der Gedanke unbehaglich gewesen sein, wegen einigen Baumläusen den gesunden Baum gleich zu fällen.

Von der Eigenart des amerikanischen Volkes

Die große Autorin und Nobelpreisträgerin Pearl S. Buck hat im Laufe dieses Krieges in Amerika eine Anzahl, die aktuellen Probleme streifenden Vorträge gehalten, die der Steinberg Verlag nun in Buchform „Was mir Amerika bedeutet“, heraus gibt. Einen der interessantesten Aufsätze geben wir hier in gekürzter Form wieder.

„Wir geben uns von der besten Seite, wenn wir natürlich sind. Sobald wir versuchen, etwas anderes vorzustellen, als was wir von Natur sind, machen wir uns lächerlich. Wir sind kein altes Volk, und wir können die Art und Weise alter Völker nicht nachahmen, ohne gekünstelt zu wirken. Jener glatte Schliff, der an den europäischen Völkern so natürlich erscheint, oder der Hochmut, der ein Wesenszug der sogenannten „Oberklasse“ ist, wäre albern an uns. Wir Amerikaner sind wie natürliches Felsgestein. Unsere Herrlichkeit und unsere Stärke bestehen in unserer Natürlichkeit, mit andern Worten darin, daß wir ohne uns zu schämen, herausagen, was wir denken, und furchtlos nach unserm Gefühl handeln. Wir brauchen uns unseres Wesens so wenig zu schämen, wie ein unbehauener Granitblock, weil er kein geschliffener Diamant ist. Dem Granit wohnt seine eigene Stärke und Schönheit inne.

Die Natürlichkeit, unser größter Aktivposten, verläßt uns, wenn wir versuchen, geschmeidig zu sein. Die einzige Gelegenheit, bei der ich mich meiner Landsleute ein wenig schäme, ist, wenn

einige von uns versuchen, glatt und diplomatisch zu sein, um mit den älteren Völkern des Auslandes Schritt zu halten, die dies alles von Alters her sind. Dies ist, als ob ein lebenskräftiger junger Mann so täte, als sei er alt und zynisch oder weise. Wenn ein junger Mann dies tut, so verliert er seine wirkliche Stärke, die darin liegt, daß er jung und stark ist und seinen Stolz in seine Jugendkraft setzt. Ein alter Mann besitzt die Kraft der Jugend nicht mehr, darum sucht er den ihm gegebenen Ausgleich. Aber der junge erfüllt sein Wesen am besten, wenn er sich gibt, wie er ist.

Lassen Sie uns darum in diesem für uns geschichtlichen Augenblick, da wir zum erstenmal unsern Platz auf der Bühne der Welt voll einnehmen, im Sinn behalten, daß die Stärke von uns Amerikanern in unserer Jugendlichkeit und Natürlichkeit liegt. Wir verstehen uns schlecht darauf, in der Politik der in ihrer Einstellung weit älteren Politiker anderer Länder mitzuspielen. Diese lächeln nur, wenn sie sehen, daß wir ihr Spiel nachahmen, wie routinierte Spieler einen Jungen beobachten, der zum erstenmal Karten spielt. Aber sie fürchten uns, wenn wir einen Strich quer durch ihre Politik machen und Wirklichkeitsinn, Aufrichtigkeit und Einfachheit verlangen, alles Dinge, die unsere Stärke ausmachen, weil wir wir selber sind, wir selber zu sein wagen.“